

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 6

Artikel: Die Narbe : oder eine lebendig gebliebene Bubengeschichte
Autor: Müller, Gustav Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

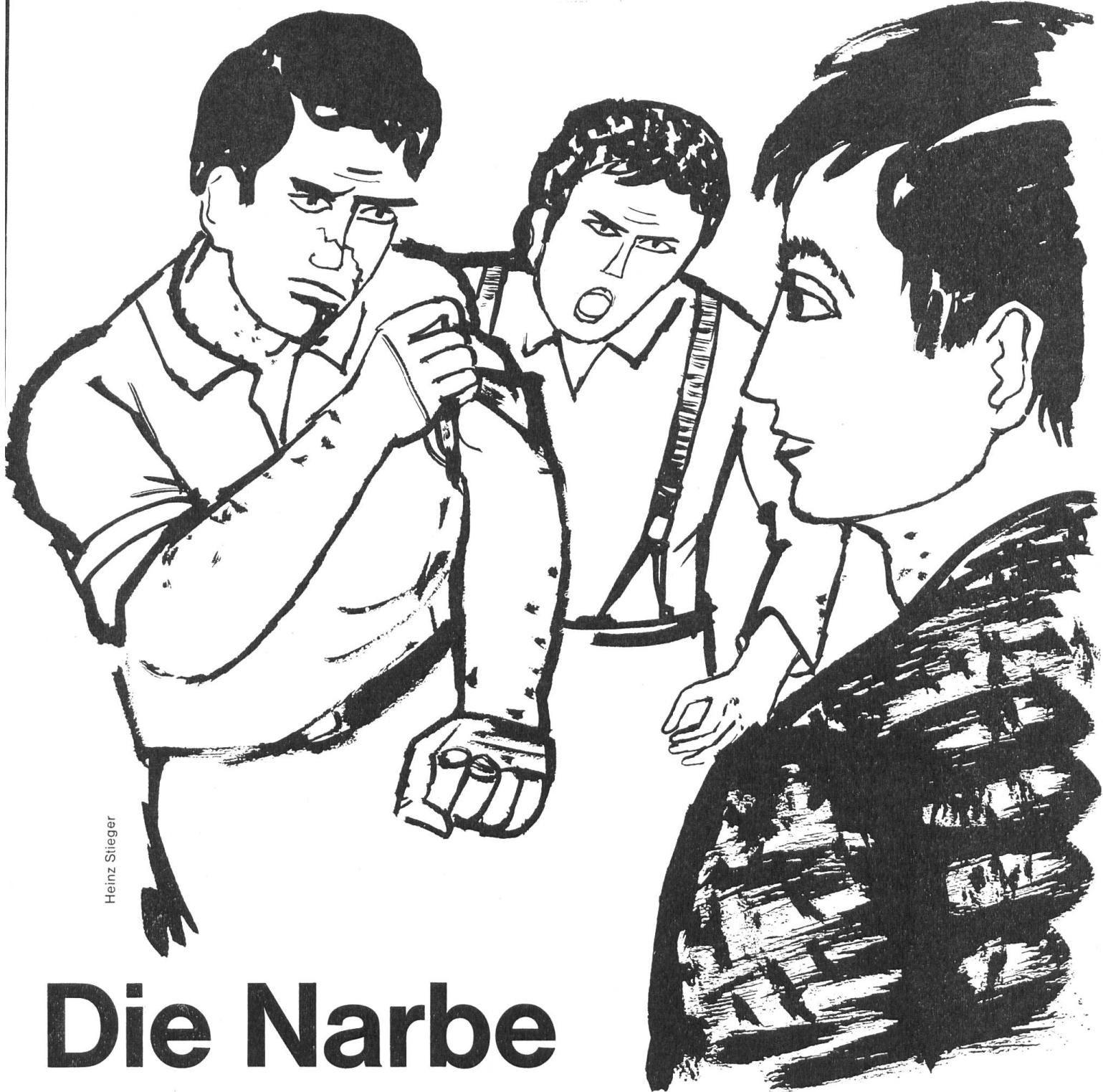
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Narbe

— oder eine lebendig gebliebene Bubengeschichte

Erzählung von Gustav Emil Müller

Die Familie hatte ich in Amerika zurückgelassen. Meine amerikanische Frau hatte darauf verzichtet, mich zu begleiten. Sie liebt Haus und Garten, unsere Tiere und findet es verantwortungslos, sie zu verlassen. Auch versteht sie kein Deutsch.

In der Schweiz besaß ich keine näheren Verwandten mehr; aber noch bei den entferntesten Vettern und Kusinen fand ich die freundlichste Aufnahme – und Leckerbissen tischtet die auf!

Ich besuchte auch jenes Dorf, das seinerzeit an seinem kleinen See ganz abseits lag, rings umwaldet. Dafür hatte ich besondere Gründe.

Am Wasser stand anstelle des stattlichen Gasthofes ein moderner Hotelkasten – sauber und glatt. Wo wir einst am freien Strand gebadet und Fische gebraten hatten, prangt ein Schwimmbad – Eintritt fünfzig Rappen. Und wo waren die Schwärme der feinen Bläulinge, die einst von den feuchten Weg-

stellen am Waldrand aufflatterten? Offenbar waren Schmetterlinge ausgestorben!

Auf dem Turnhof vor dem Schulhaus fehlten die Holzbeigen unter den Fenstern; man hatte wohl eine Ölheizung eingerichtet. Die heutigen Buben mußten also nicht mehr, wie einst wir, im Sommer die groben Trämel zersägen – ich roch den Harzgeruch, der gar nicht mehr da war! Die von Geißblatt umdämmerte Gartenlaube war auch verschwunden. Mutter Imhof pflegte hier teetrinkend meine Taten und Untaten durchzuhecheln, wenn meine Mutter aus Bern hergereist kam, um ihr Söhnchen aus den Ferien heimzuholen.

Auch im geliebten Schulhaus war Etliches verjüngt. Hinter der Tür etwa, die mit «Buebe» angeschrieben war, entdeckte ich statt einem schräg angenagelten rostigen Dachkänel geruchlose Spül-anlagen.

In der Stube der Oberschule bewunderte ich an den Wänden Malereien von Schülern. Mittelalterliche Sagen wurden hier also noch von kindlichen Gemütern lebendig aufgenommen. Auch blätterte ich durch Gedichte und Aufsatzhefte. Schließlich schrieb ich an die Wandtafel: Ein Gruß von einem, der diesem Hause dankbar ist.

Erst als ich mich zum Gehen wandte, gewahrte ich, daß ich beobachtet worden war. Da lächelte mir unter leicht angegrautem, schwarzem Wuschelhaar ein gütiges Gesicht entgegen: der Lehrer. Ein Liebender, dachte ich, einer von denen, die ihr Herz an immer neu eintretende Kinder verschwenden – und die zu lieben nie müde werden.

Ich stellte mich vor: «Mike Gurtner – das heißt, früher hieß ich Michael – in Amerika nennt man mich aber nur „Mike“.

«Im Dorf bin ich „dr Röbu“ – eigentlich heiße ich Robert Kunz. Ich bin hier immer noch in meiner ersten Stelle – schon über dreißig Jahre. Ich hätte manche Anstellung bekommen können in größeren Ortschaften, wo jeder Lehrer nur einen Jahrgang unterrichtet. Aber sie haben mich hier gern, und ich wollte meine Seedörfler nicht verlassen. Sie finden nicht so leicht einen Ersatz so nebenaussen. Alles will in die Nähe der Stadt.»

«Das war anders, als ich das Seminar in Hofwil verließ», sagte ich. «Da kamen auf eine offene Stelle fünfzig Bewerber.»

«So wären wir also Kollegen?»

«Ja, wenn ich damals eine Lehrstelle gefunden

hätte. Ich erhielt keine, weil ich mich keiner Partei verschreiben möchte. So wanderte ich aus. Jetzt, vor der Rückreise nach Amerika, mußte ich dieses Haus wiedersehen. Ich habe hier allerhand erlebt.»

Er lud mich zu einem Kaffee-Kirsch in seine Wohnung. Er freue sich über jeden Besuch. «Seit dem Tod meiner Frau ist es hier recht einsam geworden», fügte er hinzu.

Wir setzten uns in die Stube, die mich seltsam anheimelte, obwohl hier natürlich vieles verändert war.

«Ja», erzählte ich, «meine Kinderferien hier – das war ein Paradies für einen „einzigen Sohn“, wie man so sagt. Es gab da sechs Buben und zwei Mädchen. Mein Bett mußte, nein durfte ich mit dem gleichaltrigen Fritz teilen. Mich freute das Mitleben im Rudel.

Wir hatten das ganze Schulhaus für uns, weil die Mutter die Unterschule, Vater Imhof hier oben die Oberschule unterrichtete. In der guten Stube, die wir Kleinen nur zu feierlichen Anlässen betreten durften, steckte ein Rütlein hinter dem Spiegel. Man fürchte te sich halt damals nicht vor „Hemmungen“ und meinte, daß das „Verdrängen“ von Übeltaten durch angemessene Strafen wohlbekömmlich sei.

Als stärkster Eindruck ist mir aber geblieben, daß wir vom Oberdorf immer Krach hatten mit den Seebuben. Im Winter, wenn das Seelein zufror, wagten wir nicht, einzeln darauf Schlittschuh zu fahren. Aber der Hauptkriegsschauplatz war der sogenannte Schlangenwald, der uns sowohl trennte als auch verband.»

«Diese Fehde besteht immer noch – eine richtige Erbfehde.»

«Ich erlebte damals beides: Krieg und Frieden. Friede: Das war die Waldlichtung oben den Weiden zu. Dort sammelten wir Beeren ein, von denen Mutter Imhof abends den Heitisturm mit den gebratenen Brotmöcklein und Walderdbeerschnitten zubereitete. Mit Pfeil und Bogen jagten wir auch Eichhörnchen und nahmen mit großem Mut etwa Wespennester aus. Von Fritz wurde ich dort einmal gegen mächtige, bei der Dorfjugend angesehene, etwas ältere Störefriede ritterlich beschützt, die den „Stadtbum“ höhnisch vertreiben wollten. Es war eine jener mutigen Taten, die eine feste Bubenfreundschaft begründen und die man auch später einem einstigen Gespanen nie vergißt.

Friede: Das war auch die Schlucht im Schlangen-

wald. Tief geborgen fühlte man sich in jener Wald einsamkeit. Im kühlen Grunde war es feucht und schummrig. Der Bach schlenderte gemächlich durch die Steine, wo er wollte oder wie es ihm beliebte. Blätter wuchsen so riesig, daß wir uns unter ihnen unsichtbar machen konnten; wir gebrauchten sie auch als Schilder, wenn wir uns durch hohle Stengel mit grünen Holunderbeeren anpusteten. Beim Fall hinten gab es auch ‚Nielen‘, die wir im Versteckten rauchten – und Schmetterlinge: darunter sammetdunkle Trauermäntel, die mit ihren goldenen Flügelrändern auf weißen Blütendolden wippten.»

«Das hat sich allerdings verändert. Der Bach ist eingefaßt und murmelt gezähmt dem hübschen Spazierweg entlang, der bequem bis zum Wasserfall führt. Für unsere älteren Kurgäste ist er zur beliebtesten Promenade geworden. Man sprach auch eine Zeitlang davon, den Fall auszunützen und ein kleines Kraftwerk anzulegen ...»

«Man wird in der Schweiz statt Wasserfälle bald nur Röhren bewundern können.»

«Dafür sind manchenorts funkelnende Stauseen entstanden, wo vorher nur wüstes Geröll herumlag», erwiderte Herr Kunz. «Zugegeben», fuhr er fort, «viel Häßliches verunziert freilich heute Gegenden, die früher in ihrer Unberührtheit schöner waren.» Ja, was man die zweite industrielle Revolution nenne, werde wohl noch ganz andere Veränderungen selbst in Seedorf verursachen. «Doch unsere Heimat läßt sich nicht entzaubern. Man braucht nur dort auf die Hohweid zu steigen, wo über den dunklen Tannenwäldern die Alpen aufschimmern, um zu begreifen, was ich meine. Und liegt nicht Schönheit doch zu meist im Menschen selber?» Ob ich den Spitteler gern habe, fragte er unvermittelt.

«Gewiß», antwortete ich verblüfft, «sein Olympischer Frühling erschien, als ich Seminarist war; er rührte und beseligte mich sogleich.»

«So geht es auch mir», sagte Herr Kunz, indem er einen vergriffenen, hellblauen Band vom Bücherbord herablangte. «Spitteler ist ein schmerzerfinderischer

und wonnespendender Dichter zugleich. Hier habe ich die Stelle gefunden, die ich meinte. Sie steht in Prometheus und Epimetheus. Die Göttin Pandora steigt zur Erde herab, um die Menschen zu beglücken, was ihr freilich – selbstverständlich bei Spitteler – mißlingen muß.»

Ich war gespannt, worauf er hinauswollte.

«Das erste Menschenkind, das sie auf ihrer Erdenfahrt antrifft, ist ein Hirtenknabe im Gebirge, der auf seiner Schiefertafel zeichnet. Pandora gewahrt nun die Wiedergeburt der Welt kraft der Schönheit, die in des Knaben Seele als Königin waltet und aus seinen Augen leuchtet: „und es geschah, wenn diese Königin erschien, so strahlte das ganze Angesicht von ihrer Schönheit Widerglanz – und sehenswerter schien der Göttin dieses kleine Schauspiel als das riesenhafte Dasein“.»

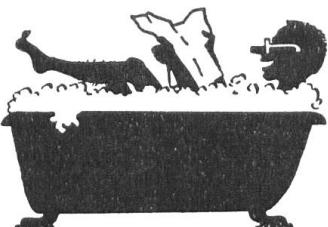
«Ja», stimmte ich zu, «und das Merkwürdigste ist, daß Schönheit sogar Macht hat, das Böse in unserem eigenen Dasein zu erklären. Und damit komme ich von meinem Kinderparadies auf den ‚Krieg‘, der mich daraus vertrieb. Es ist eine üble Geschichte.»

Mein Gastgeber schaute mich erwartungsvoll an.

«Im Schlangenwald erfanden wir ein heiteres Spiel. Dicht beim Wasserfall an der Nagelfluh entdeckten wir einen Vorsprung oder Buckel, der mit jungen Tannen bewachsen war. Wir beschlossen, uns dort eine Burg zu bauen. Wir reuteten die Tannen in der Mitte mit saurer Mühe aus. Die äußern ließen wir in Form eines Rings stehn, nachdem wir sie auf Kopfhöhe abgesägt hatten. Dann rammten wir Schanzpfähle dazwischen, die wir anderswo aus dem Walde hieben, flochten und nagelten ein Schanzwerk zusammen, wozu wir auch prächtige Buchenäste verwendeten. Als wir fertig waren, hatten wir eine Wehr gebaut, gegen jeden Angriff gefeit. Fein ausgedacht war der halsbrecherische Festungseingang. Der lag nämlich auf der Schluchtseite, der jähnen. Ein etwaiger Eindringling hätte sich um die Nase eines hervorstehenden schwärzlichen Felsens herum und aufwärts schwingen müssen.»

Mir isch wohl im WOLO-Bad

Jetzt ein WOLO-Rosmarin-Bad es erfrischt, stärkt und desodoriert



Richtige Handpflege

Ihren Händen können Kälte und stärkste Beanspruchungen nichts mehr anhaben, wenn Sie ihnen die richtige Pflege geben. Dazu braucht es viel Fett, hautschützende Substanzen und vor allem pflegende und regenerierende Wirkstoffe.

BIOKOSMA Zitronen-Crème

hergestellt aus hochwertigen Naturstoffen, enthält reines, hautfreundliches Mandelöl, echten Zitronensaft und feinste Blütenöle. BIOKOSMA Zitronen-Crème macht Ihre Hände samtweich, zart und geschmeidig. Gerötete Hände werden wieder weiss, Risse und Schrunden verschwinden über Nacht.

Ausgiebige Tube Fr. 2.30
in Apotheken, Drogerien und
Reformhäusern


BIOKOSMA
EBNAT-KAPPEL

Pionier für echte biologische
Kosmetik

«Ich kenne den Platz», sagte Herr Kunz, «der Wald ist dort ungemein stotzig; zudem schlüpfrig wegen der glatten Tannennadeln.»

«Unser unüberwindlicher Kunstbau verwandelte uns in Kampfhähne mit geschwollenen Kämmen. Wir legten sogar Eßvorräte an, um einer Belagerung standhalten zu können. Mutter Imhof wunderte sich, daß sich das Brot so schnell mindere.»

«Hochmut kommt vor dem Fall», bemerkte mein Gegenüber lehrhaft, was mich ein wenig lächerlte.

«Eine Festung will erprobt sein. Für nichts wollten wir nicht aufgerüstet haben. Wir forderten also benachbarte Oberdorfbumen auf, uns zu stürmen und einzunehmen – zehn gegen einen; aber die Burg bewährte sich. Es kam keiner herein.

Das war an einem Freitag.

Am Samstag verkündete uns Vater Imhof mit unheildrohender Miene beim Abendessen, er sei heut im Dorf unten gewesen; da habe der Bauer, dem jener Teil des Schlangenwaldes gehört, ihm geklagt, die Lehrersbuben hätten Waldfrevel begangen und er müsse für den Schaden aufkommen. Was er mit den Buben zu machen habe, werde er wohl am besten wissen – er sei ja Lehrer. Was wir nun etwa beizufügen hätten? Nur sollten wir, bitte sehr, bei der Wahrheit bleiben.

Das war jetzt eine andere Kriegserklärung – eine von einer Großmacht. Mir wurde siedend heiß – das Donnerwort ‚Waldfrevel‘ dröhnte mir fürchterlich in den Ohren. Mein Herz stockte, ich würgte am Bissen. Wie erzitterte ich in grausender Bewunderung, als ich Fritz kaltblütig versichern hörte, die Sache sei nicht der Rede wert. Wir hätten bloß nichtsnutzige Reiser um ein paar Tannen geflochten.

Das müsse morgen bei heiterem Tage untersucht werden, drohte Vater Imhof. Wir sollten ihn morgen früh an den Ort unserer Schandtat führen. Auf alle Fälle gäbe es heute nichts mehr von draußen spielen. Ab, marsch, in unsere Kammern!

Der schöne lange Sommerabend war verspielt. Da saßen wir bedämpft. Hatte der Fritz durch seine Lüge die Sache nicht tausendmal verschlimmert? Aber der hatte schon einen Plan ausgeheckt: wir müßten eben noch diese Nacht ein Scheinbürglein bauen, das man dem Vater morgen ruhig weisen dürfe. Der werde dann den Bauern auslachen, daß der wegen einer solchen Lappalie soviel Federlesen mache.

Vollmond begünstigte die Kriegslist. Das Schlafzimmer der Eltern lag von unsren Kammern durch

breite Gänge und Stiegen getrennt. Ungeduldig lauschten wir auf alle Geräusche und verwünschten die Langsamkeit, mit der die Sonne untertauchte.

Endlich, sobald es tunlich war, schllichen wir barfuß über die knarrenden, aufseufzenden Holzdielen und eilten zur Schlucht. Auf der andern Seite des Wasserfalls, unserer Burg schräg gegenüber, fanden wir eine geeignete Stelle. Wir schufteten in greulicher Hast. Allmählich redeten wir uns ein, wir müßten den armen Vater vor einem geldgierigen Unhold beschützen. Als wir gegen morgen mit der dürftigen Mache fertig wurden, glich die neue Verschanzung von weitem ungefähr der richtigen, war aber in der Tat nur ein Blendwerk. Erleichtert schllichen wir in der bleichen Frühdämmerung nach Hause und bestanden ungefährdet die verräterisch quiekenden Dielen.

Als uns Vater Imhof aus einem tiefen Erschöpfungsschlaf wachrütteln mußte, war er an unser gutes Gewissen zu glauben geneigt.

Der ungeheuerliche Sonntagmorgen brach strahlend über unsre schuldigen Häupter herein. Unter dem friedvollen Geläut der Kirchenglocken führten wir den ahnungslosen Vater verdunkelten Herzens durch die finstere Schlucht auf den Abweg und zeigten ihm ‚das Lager‘. Er erklärte sich befriedigt. Der Bauer habe offenbar übertrieben. Das einen Waldfrevel zu nennen sei geradezu lächerlich.

Ich zitterte, als nun Fritz tollkühn vorschlug, wir wollten nicht den gleichen Weg zurück gehen, sondern aufwärts klettern, ob dem Wasserfall den Bach überqueren und auf der andern Seite – also an unsrer Burg vorbei – absteigen; was auch ausgeführt wurde. Die Burg war auf Wurfweite deutlich zu erblicken, aber Vater Imhof sah sie nicht.

Fritzens Plan schien wohl gelungen zu sein.

Nun aber nahmen die Seebuben die Gerechtsame in ihre eigenen Hände. Mit Äxten und Sägen ausgerüstet erstiegen sie die Höhe und schleiften unsre herrliche Burg.

Das hinwiederum ging den Oberdorfbumen wider den Strich. Sie hatten an unsren Kriegsspielen teilgenommen; unsre Sache war jetzt auch ihre Sache. Unser Erbfeind hatte hier oben nichts zu schaffen. Die Seebuben sollten sich nicht als höhnische Besatzungsmacht, zu unsrer ewigen Schmach, auf unserm vormaligen Stützpunkt aufpflanzen dürfen.

Wir bereiteten uns gründlich vor. Tannzapfen wurden gesammelt, Knüttel geschnitten. In einer



Aquarell
Porträt
von
R. Schäfer

Wenn Sie wollen, können auch Sie in wenigen Monaten so gut zeichnen

Manche Menschen glauben, sie hätten hierfür zu wenig Talent. Der berühmte französische Maler J. M. Feugereux sagt jedoch: «Auch ich glaubte das einst von mir, bis ich vor Jahren eine Methode kennenlernte, die mich einfach und fast wie im Spiel in die Geheimnisse der Zeichenkunst einführte. Und seither weiss ich, dass eigentlich jedermann ‚Talent‘ hat, denn Zeichnen und Malen ist nur eine Sache der Übung unter richtiger Anleitung.»

J. M. Feugereux ist heute Direktor der Kunstakademie A.B.C. in Paris, und er ist gleichzeitig einer der bekanntesten zeitgenössischen Maler des Montparnasse.

Die Akademie A.B.C. ist Frankreichs grösste und erfolgreichste Kunstschule für Zeichnen und Malen im Fernstudium. In Paris erteilen namhafte Professoren den Fernunterricht jetzt auch in deutscher Sprache. Vielen Menschen schon brachte die Akademie mit ihren Studienheften, Briefen und Unterweisungen Erholung, Freude und echte Erbauung ins Haus.

Wenn Sie zeichnen und malen können, dann werden Sie nicht nur von anderen bewundert, vielmehr wird für Sie jedes neue Bild ein erregendes, künstlerisches Erlebnis bedeuten.

Paris – die Stadt der schönen Künste – sendet durch ihre Akademie A.B.C. künstlerisches Können in alle Welt.

Das Schweizer Sekretariat versendet eine
GRATISBROSCHÜRE

mit vielen wertvollen Informationen und farbigen Abbildungen. Bitte benutzen Sie den nachstehenden Gutschein.



6338

GUTSCHEIN

FÜR EINE GRATISBROSCHÜRE

**An das Schweizer Sekretariat
der Akademie A.B.C. Paris
4500 Solothurn, Industrie-Postfach 34**

Name _____

Anschrift _____

Entspannung Ruhe Erholung

Mit einer Kur im

Schweizer Heilbad

speichern Sie neue Lebens-
kräfte

«Das Bäderbuch der Schweiz»
gibt Auskunft:
gratis erhältlich bei der
Schweizerischen Verkehrs-
zentrale, Postfach
8023 Zürich

An unsere Leser!

Als Abonnent des Schweizer Spiegel haben Sie gewiß gelegentlich die Möglichkeit, uns einen neuen Abonnenten für unsere Zeitschrift zu gewinnen. Sie erweisen damit Ihren Bekannten und uns einen Dienst. Wir entschädigen Sie für Ihre Mühewaltung mit einem Buch oder einem andern wertvollen Geschenk. Wir erteilen Ihnen gerne nähere Auskunft.

Schweizer Spiegel Verlag

Telefon 051 32 34 31

Schuttablage fand ich ein rostiges Eisenrohr, das als schweres Geschütz gelten konnte. Es wurde mir anvertraut. Mit der gewichtigen Waffe in der Hand kam ich mir selber auch gewichtig vor.

Wir lauerten den Seebuben am Waldrand auf. Als sie nun mit Übermacht durch den Schlangenwald aufwärts kloppen, überfielen wir sie von oben; es gab ein blutiges Treffen.

Blutig wurde es durch meine Schuld.

Angefeuert von meiner schweren Waffe, stürzte ich in blinder Kampfwut auf den stärksten ihrer Führer los, obschon er viel größer war als ich; schwang mein Eisen gegen sein Gesicht, so daß er blutüberströmt und bewußtlos zusammenstürzte.

Der Unfall ernüchterte beide Haufen. Die unsren zogen sich entsetzt zurück; die andern hoben ihren Kameraden auf und trugen ihn sehr behutsam bergab.

„Und wenn er nun tot ist?“ schluchzte es aus mir heraus.

„Dann kommst du lebenslänglich in den Käfig und kannst nicht mehr zu uns kommen, um Ostereier zu suchen“, stellte Fritz nüchtern und sachlich fest.

Als wir kleinlaut heimgekrochen kamen, wußte man es schon.

Hätte mich Vater Imhof doch gescholten oder gezüchtigt! Das hätte mich mehr erleichtert als seine fürchterliche Ruhe.

Ich wurde in die Kammer geschickt, um „nachzudenken“; ich weinte Tränen der Angst und Reue.

Abends erlöste mich mein Vater, den man in Bern telephonisch benachrichtigt hatte.

„Du hast Glück gehabt, daß du ihn nicht umgebracht hast. Das Nasenbein ist zerschmettert und der linke Backenknochen gebrochen; doch scheint er außer Lebensgefahr zu sein.“ Das war alles, was ich auf dieser himmeltraurigen Heimfahrt hörte. Mein Vater hat dann – ich weiß nicht wieviel – Schadenersatz gezahlt.“

Herr Kunz sagte vor sich hin: «Brudermord steht am Anfang der römischen Geschichte.» Das Kainsmal – die Macht des Gewissens –, ich hätte es erleiden müssen, fügte er sinnend bei.

«Das waren meine letzten Ferien in Seedorf; doch folgte noch ein strubes Nachspiel.

Als ich einige Jahre später auf einer Wanderung hier durchkam, schlenderte ich an einem jener langen Gartengitter entlang, die man hierzulande für so unentbehrlich hält. Dahinter saßen zwei junge Bur-

schen im Schatten eines Baumes, der eine mit einer großen Narbe, die sich von der Nase über die linke Gesichtshälfte herabzog und das ganze Antlitz schief entstellte.

„Da ist er!“ schrie der Narbige und deutete auf mich.

Meine erste Regung war, ihm zu Füßen zu fallen und ihn um Verzeihung zu bitten.

Aber sie hatten sich schon drohend erhoben: „Der Feigling wird uns davon laufen, bevor wir um den Zaun herum sind!“

Jetzt begann ich mich ernstlich zu fürchten und wäre nun in der Tat gern entsprungen; der lange Zaun hätte mir einen großen Vorsprung gegeben, und ich war ein flinker Läufer. Doch mein Ehrgefühl, oder was es sein mochte, bäumte sich auf: „Ich gehe, wie ich gehe“, gab ich stolz zurück und zwang meine zitternden Knie, im gleichen Schritt weiter zu schlendern.

Sie rannten um den Zaun herum, holten mich ein, faßten mich mit einem schmerzhaften Griff, als wollten sie mir die Arme brechen. Unwillkürlich stöhnte ich auf. So führten sie mich auf eine abgelegene Wiese. Ich wurde geschlagen und gemartert. Diesmal gab ich keinen Laut von mir, wie auch sie mich schweigend quälten. Zuletzt saßen sie auf mir und beratschlagten, ob sie mir anfangs das rechte oder das linke Auge ausstechen wollten. Sie rissen mir die Augenlider auf und streuten Ameisen darunter, bis ich vor Schmerz und Tränen nichts mehr sah.

Schließlich ließen sie von mir ab und trollten sich.

Nun ruht die Geschichte im Abgrund der Zeit.“

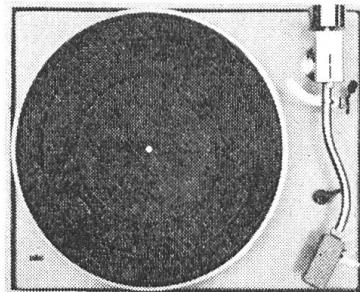
„Nicht ganz“, widersprach Herr Kunz. In meinem Bericht sei sie lebendig aufgehoben. „Zudem lebt jener Narbige noch. Er ist sogar einer der angesehensten Dorfväter, der viel für die Entwicklung der Gemeinde getan hat.“ Jedermann kenne die Geschichte seiner Narbe – nicht die, die ich soeben erzählt habe, sondern eine nachfolgende. Diese Narbe habe nämlich das Glück ihres Trägers begründet. Heute würde der mir bestimmt keine Ameisen mehr in die Augen streuen. Sicher würde er sich sogar freuen, mich zu begrüßen.

„Bewahre!“ rief ich aus. Doch wenn er, Kunz, wirklich meine, das würde den Narbigen freuen, so lasse ich ihn grüßen. „Aber wie war das mit dem Glück?“

Als junger Mensch warb er um ein schönes, aber



Für Musikliebhaber mit höchsten Ansprüchen



BRAUN

Akustisch wie formal passen Musikanlagen von BRAUN in jeden Wohnraum, weil ihre wegweisende, international prämierte Formgebung selbst ohne eigenen Anspruch auftritt. Ihre Form ist sinnfälliger Ausdruck der Funktion ... einer Funktion der bei BRAUN den allerhöchsten Wert beigemessen wird. BRAUN-Anlagen erreichen eine musikalische Vollkommenheit, wie man sie selbst im Konzertsaal nur selten hört. Ihre naturgetreue Tonwiedergabe ist unbeschreiblich - man muss sie hören. Fragen Sie Ihren Fachhändler.

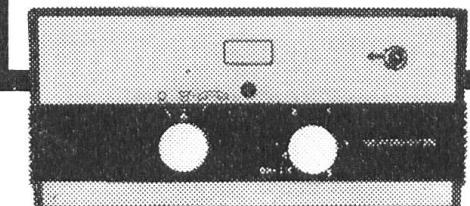
Braun heißt Form und Fortschritt



automatische
Telephon-
Anrufbeantworter

SENTAPHON
ASTRA-tronic-S

antworten ... hören ... notieren



ROBERT GUBLER AG

Stauffacherstr. 104 - 8004 Zürich - Tel. 051 25 03 50
Pionierfirma für Antwortautomatik

**Ein feiner Strumpf...
das beste Make-up
für Ihre Beine!**

**Feine Strümpfe
"machen" Ihre
Erscheinung,
genau wie Ihr
Make-up, genau
wie Ihr Kleid.
Wählen Sie mit
Bedacht, aus dem
grossen und gepflegten
Sortiment von**

**wollen
keller**

Zürich 1: Strehlgasse 4
und Bahnhofstrasse 82
Oerlikon: Schaffhauser-
strasse 331 – eigene P

eitles Frätschen. Das wies ihn spöttisch ab: einen solchen wüsten Gring wolle es nicht immer vor sich sehen. Es gab ihm auch zu verstehen, es müßte sich schämen, mit so einem abstoßenden Ungetüm auf dem Tanzboden gesehen zu werden.

Er fluchte und tobte, ertränkte seine Wut im Wirtshaus und schwor, wenn er das gewußt hätte, so würde er den verfluchten Stadtbuben, den donners Schläger, nicht lebendig ab der Matte gelassen haben.

Später sah er ein, daß er nichts verloren hatte, ganz im Gegenteil. Aus dem Mädchen wurde ein wahrer Weibsteufel. Kein Segen waltete in seinem Haus. Die armen Kinder kamen – das war in meinen ersten Lehrerjahren – mit so tiefen Narben in der Seele in die Schule, daß jene entstellende Schnatte dagegen gar nicht in Betracht fiel.

Hingegen fand der Narbige eine tüchtige Lebensgefährtin, die den inneren Wert des Mannes wohl erkannte und das Aussehen nicht so wichtig nahm. Kürzlich haben sich die beiden ins Stöckli zurückgezogen. Zu Familienfesten kommen die Kinder von weit her zusammen, und viele Enkelkinder dazu. Ja, wenn ich mich nicht irre, feiern sie gerade heute den Geburtstag ihres Großvaters.»

Als ich auf dem Dorfplatz am See unter Einheimischen und Italienern im wartenden Postauto saß – seinerzeit hatte auch dieser Anschluß ans Verkehrsnetz noch nicht bestanden –, kam der Narbige mit seinem ganzen Familienvolk in festlichem Schwarm daher gezogen. Manche bestiegen ihre auf dem Platz abgestellten Wagen, andere setzten sich zu uns in den Bus.

Der Narbige erkannte mich natürlich nicht mehr. Er wußte nicht, daß er auch mir nachgewinkt hat.

Wie leicht, dachte ich indessen fröstelnd, wie leicht wäre es geschehen, daß ihr alle nie in dieses Leben hättet eintreten können!

Gustav Emil Müller ist Professor für Philosophie an der Universität von Oklahoma (USA). Er hat auf Englisch und auf Deutsch zahlreiche Bücher – so «Hegel, Denkgeschichte eines Lebendigen», Francke, Bern 1959 –, Theaterstücke – «Appearance and Reality», 1955 – und Gedichte – «Querschnitt», Innsbruck 1964 – herausgegeben.